

Léo Malet

**Die Sonne scheint  
nicht für uns**

Kriminalroman

Aus dem Französischen von  
Andrea Jossen

Mit einem Nachwort von  
Tobias Gohlis

Edition Nautilus

## II SCHELMENSTREICHE

Mit nackten Füßen und im Unterhemd, meine Anstaltskleidung unter dem einen Arm, unter dem andern Bettzeug und Kissen, in jeder Hand einen Pantoffel, ging ich die breite Treppe hinunter, dicht gefolgt vom Wärter, der mir immer wieder befahl, mich zu sputen – als hätte er es eiliger als ich.

Ich gehorchte und beeilte mich mit Freuden, und obwohl es schnell ging, merkte ich, dass sich in mir ein eigenartiger Stimmungswechsel vollzog. Etwas in mir warf mir meine Tränen, meine Krise, meine Schwäche von vorhin vor. Ist die Gefahr vorüber, ist es leicht, den Unbezwingbaren zu spielen, aber so sind wir doch alle, aus Staub, wie man aus Höflichkeit sagt, um nicht ein treffenderes Wort benutzen zu müssen.

In der Gerichtsschreiberei legte ich meinen Kram auf eine Bank. Ein Kerl in Zivil stand von seinem Stuhl hinter dem Schalter auf und kam zur Bestandsaufnahme, mit einem Gesicht, als denke er an den Tod von Louis XVI. Aber das war nur die ewige Komödie. Ich wusste nicht, was tun, und stand wie angewurzelt da, im Unterhemd, vor diesem Kerl und den beiden Wärtern, demjenigen, der meine Zellentür geöffnet hatte, und dem anderen, der schon in der Schreiberei war, als wir hereinkamen, und der neben dem Schreiberling schweigend in den Zähnen herumstocherte. Der Kerl in Zivil war mehr bei der Sache, als es den Anschein machte, und er sagte mir, dass ich das Unterhemd – Staatsbesitz – ausziehen sollte, verschwand und ließ mich nackt stehen.

Er kam mit meinen Klamotten zurück, die ich bei der Verhaftung getragen hatte. Er gab mir eine Schere, um die Paketschnur aufzuschneiden. Ich nahm die Kleider aus dem Packpapier. Schon vor zwei Monaten waren sie nicht gerade

schön gewesen. Jetzt waren sie formlos, zerknittert, unbeschreiblich und strömten den eigensinnigen Geruch von Desinfektionsmitteln aus. Es war ihnen nicht gut bekommen, eingeschlossen und desinfiziert worden zu sein. Der Hut, zwischen Hose und Jacke eingeklemmt, hatte die Farbe eines ungenießbaren Pfannkuchens. Sollte ich Lust haben, Betteln zu gehen, war diese Kopfbedeckung gerade passend. Sie sah richtig zweckmäßig aus.

Ich blieb einen Augenblick sprachlos vor dem Paket stehen, mit runden Augen, und fragte mich, wie ich wohl in diesen Klamotten aussehen würde, und kam zu der Schlussfolgerung: Sicher schlimmer als vorher.

Der zähnestochernde Wärter unterbrach meine Träumereien.

»Beeil dich!«, sagte er.

Aus dem Hof ertönte ein Echo:

»Beeil dich!«

Das war das Schlüsselwort. Ich stürzte mich in die Kleider.

Ein dritter Wärter kam mit einem anderen Gefangenen von etwa dreizehn, vierzehn Jahren herein, den man ebenfalls aus diesem ungesunden Ort hinausbefördern wollte. Auch er war nur mit einem Hemd bekleidet und stand verwirrt vor seinem Kram.

Der Schreiberling tat, als ob er bis über den Kopf in Arbeit steckte und sagte zum Neuen, er müsse warten. Einstweilen überprüfte er mein Konto. Mein Wärter hatte ihm das vom Buchhalter unserer Abteilung aufgestellte Blatt gegeben, und er widmete sich jetzt einer Reihe von Berechnungen, nahm ein großes Buch und einen Federhalter zu Hilfe, an dem er kaute. Er war in seine Arbeit vertieft und sagte nichts. Auch die Wärter sprachen nicht viel, außer von Zeit zu Zeit, aus reiner Gewohnheit und ohne zu wissen, zu wem:

»Beeil dich!«

Wäre es nur nach mir gegangen, ich wäre schon längst draußen gewesen.

»Gut«, sagte der Schreiber, »hmm ...«

Er murmelte etwas vor sich hin. Ich verstand: siebzig. Er stieß eine Art Seufzer aus und fuhr mit seinen Rechenkünsten fort. Er berechnete, was mir für die blöden Schnur-

knäuel zukam.

»So, das stimmt«, seufzte er schließlich, froh, endlich ein Resultat zu haben. »Vierzig Kilo, plus vierzig Francs von der Überweisung Dupuis, weniger zehn Francs für die Kantine, macht siebzig Francs ...«

Er öffnete eine Schublade und zählte das Geld ab.

»Mein Onkel hat vierzig Francs geschickt?«

In den zähnestochernden Wärter kam wieder Leben. Er brummte:

»Sicher. Ich bin es nicht gewesen, der dir diese Summe überwiesen hat, darauf kannst du Gift nehmen.«

Er schaute auf die Uhr.

»Mein Gott, los, los, ein bisschen Tempo!«

»Und ... was wird nun aus mir?«

»Du wirst hinausgeworfen. Bist nicht zufrieden? Möchtest du lieber hier bleiben?«

»Nein danke, aber ...«

»Dein Strafverfahren wurde eingestellt. Hast sicher einen guten Anwalt gehabt, nicht?«

Ich musste lächeln.

»Sein Verwandter hat nach ihm verlangt«, sagte der Schreiber und vertiefte sich wieder in seine Zahlen.

»Werde ich nun zu ihm gebracht?«

Der Wärter lachte.

»Und sonst noch was? Möchtest du auch noch eine Schauspielerin, als Zugabe? Wir werfen dich hinaus. Das ist auch schon was.«

Damit war ich einverstanden. Ich dachte nur, dass es eigenartig sei, mich jetzt freizulassen, dass man mich diese Nacht noch hätte hierlassen können, dass es auf die paar Stunden nun auch nicht mehr drauf ankäme. Irgendwie wusste ich, dass, wenn man mich nicht zu meinem Onkel bringen würde, ich früher oder später wieder herumstreunen würde, und dass sie mich eines Tages wieder erwischen würden, und dass mich dann der rein platonische Wunsch meines Onkels, mich bei sich haben zu wollen, nicht mehr aus dem Knast holen würde. Aber dem geschenkten Gaul schaut man nicht ins Maul. Man öffnete mir die Tür, und das war die Hauptsache. Jetzt, in dem Moment, in dem ich

sie verlassen würde, färbten die Wärter auf mich ab. Ich hatte große Lust, ihnen zu sagen: »Beeilt euch.« Vor allem diesem Schreiber, der nicht aufhörte, Zahlen aneinanderzureihen und an seinen Fingern zu zählen. Und dann kapierte ich, was ihn störte. Er hatte in meinem Konto einen Fehler von fünfzehn Francs entdeckt. Schon allein der Gedanke daran, dass ich sie beinahe bekommen hätte, war schrecklich für ihn.

»Ich hätte nie gedacht, dass das so kompliziert ist«, seufzte der Wärter und zündete sich eine Zigarette an. »Was ist mit diesen fünfzehn Francs?«

»Er hat am ersten Tag ein Fenster eingeschlagen.«

Der Wärter pfiFF vor sich hin:

»Sag mal, Arnal, du bist ein ganz Starker, nicht? Du hast gleich bei deiner Ankunft ein Fenster eingeschlagen?«

»Das war nicht meine Schuld...«

Und ich erklärte.

Ich hatte nicht gewusst, dass das Brot geworfen wurde und dass man Rugbyspieler sein musste, um es abzufangen. Die Zellentür wurde geöffnet, der Gefangene, der das Essen ausgab, warf das Brot hinein und der Zelleninsasse musste zusehen, wie er es auffangen konnte. Ich war neu im Gefängnis und hatte nichts von dieser sportlichen Betätigung gewusst. Die Essensverteiler nahmen diese Wurfübungen sehr ernst, sie waren noch größere Scheißkerle als die Wärter, sie versuchten immer, die Neuen zu schikanieren. Als ich das Pfund Kleie auf mein Gesicht zufliegen sah, hatte ich mich gebückt, um ihm zu entgehen und es war genau ins Fenster geflogen. Im Knast sind die leblosen Dinge genauso gemein wie die Menschen. Das ist klimabedingt. Das Brot hatte das Fensterglas zerschlagen und war zwischen den Gittern hindurch auf den Hof geflogen, wo andere es sich geteilt haben müssen, wenn es nicht dort verfault ist. Ich hatte es auf jeden Fall nicht wiedergesehen. Weder dies, noch ein anderes, noch sonst etwas, das ihm glich. An diesem ersten Tag also hatte ich zur Strafe kein Brot bekommen und jetzt, bei meiner Entlassung, musste ich für das Fenster bezahlen. Dem Wärter schien das alles ganz normal, das Verhalten des Brots wie dasjenige der Gefängnisverwaltung.

Endlich hatte der Schreiber das Problem meines Entlassungsgeldes gelöst und blätterte fünfundfünfzig Francs in dreckigen Noten auf den Holzschalter. Ich steckte sie in den Sack, unterschrieb mit zittriger Hand die Haftentlassung und wurde weggeschickt.

Unentschlossen blieb ich einen Augenblick auf dem Gehsteig stehen, meine Ohren sausten vom Höllenlärm der Metalltür, die hinter mir geschlossen wurde. Einige Passanten musterten mich ironisch. Ich sah aus wie ein schlecht verschmürtes Paket und konnte meine Herkunft kaum verleugnen.

Die Tür öffnete sich wieder, und heraus kam der Kollege, den ich in der Schreiberei gesehen hatte. Er gesellte sich zu mir.

Er war höchstens vierzehn Jahre alt, aber sehr kräftig, im Vergleich zu mir ein Athlet. Er hatte die unschuldige Miene eines gut erzogenen Kindes aufgesetzt, das der Stolz und die Freude seiner Eltern war. Seine struppigen Haare gaben ihm die sympathische Erscheinung eines schelmischen, aber gutherzigen Burschen. Seine blauen Augen leuchteten zwar zeitweise verdächtig böse, ich achtete jedoch im Moment nicht darauf. Er musste diesen Blick im Gefängnis gelernt haben, um wie ein ganz Hartgesottener auszusehen. Insgesamt aber, und trotz des Ortes, aus dem er gerade entlassen worden war, sah er aus wie jemand, den man einen netten kleinen Lausbuben nennen würde.

»Und, Kumpel?«, sagte er mit einem echten Vorstadtakzent.

Ich sagte lachend zu ihm, dass wir Schwein gehabt hätten und lud ihn zu einem Glas ein. Wir gingen in die Bar vis-à-vis, um dem Wirt eine leichte Beute für seine Sticheleien zu sein.

Wir blieben nicht lange. Nachdem wir die ungesunde Gegend der »Petite Roquette« verlassen hatten, liefen wir durch die Straßen, beinahe verlegen, frei zu sein. Wir erzählten uns unsere Geschichten.

Fernand, so hieß der andere, sagte: »Es war eine Liebesgeschichte. Stell dir vor, ich habe es geschafft, mit der Tochter der Concièrge zu schlafen. Sie heißt Odette, eine

hübsche Kleine in meinem Alter. Eines Tages haben wir beschlossen, groß zuzuschlagen: ich klaute der Witwe fünfhundert Francs...«

»Welcher Witwe?«

»Meiner Alten! Dann sind wir abgehauen. Aber weißt du, Kleiner, fünfhundert Francs sind schnell weg. Wir waren bald pleite, und allein schon vom Gedanken an die Schläge, die uns bei der Heimkehr erwarteten, bekamen wir einen roten Hintern. Wir konnten uns nicht entschließen, und sie erwischten uns eines Abends bei der Madeleine ... Ich wurde einem Richter vorgeführt. Meine Alte war auch da. Sie hat ihm erklärt, dass ich kein schlechter Kerl sei und ihr zum Geburtstag immer Blumen schenke, aber mir trotzdem eine Lektion erteilt werden müsse. Sie wolle mich gerne wieder aufnehmen und auf mich aufpassen, aber mir müsse eine Lektion erteilt werden. Wenn der Herr Richter so nett sei, mich nur ein kleines bisschen zu bestrafen...«

Er erzählte mir das in aller Offenherzigkeit. Mir platzte der Kragen.

»Spinnt die denn, deine Mutter? War denn niemand da, um ihr zu sagen, dass man nicht ›nur ein kleines bisschen‹ bestraft werden kann, dass es entweder das eine oder das andere ist, dass entweder unsere Eltern uns zurückverlangen oder dass wir in die Strafkolonie wandern, bis wir einundzwanzig sind?«

»Ich glaube, sie hat das gewusst, aber versteh doch, sie ist eine gutmütige Frau, die Witwe. Sie hat es wohl nicht ganz geschnallt ... Sie wollte mich doch nur ein bisschen erschrecken.«

»Eine gutmütige Frau? ... Sag mal, wo sind wir die letzten Wochen gewesen? Und warum?«

»Noch am selben Tag hat der Richter die Sache überwiesen und sie haben mich zurück in die ›Roquette‹ geschickt. Habe nie mehr etwas von ihnen gehört. Und dann, heute Abend, haben sie mich einfach rausgeworfen.«

»Na Mensch, Fernand, das ist doch ein starkes Stück. Ein Untersuchungsrichter, der weniger gemein ist als eine Mutter ... Das, das ist einmalig.«

In seinen Augen war wieder diese Bosheit zu sehen, die

ich schon erwähnt habe. Wir setzten unseren Abendspaziergang fort, schweigsam nach all dem Palaver.

Nach einer Stunde wurde Fernand immer unerträglicher. Er beklagte sich über seine Füße, und wir mussten uns auf eine Bank setzen. Und dann schwafelte er etwas über eine Mahlzeit in einem Restaurant und von einem weichen Bett im Hotel. Und er ließ nicht locker. Es kam für ihn natürlich nicht in Frage, nach Hause zu gehen. Er hatte zu viel Schiss vor seiner Mutter und dem Besenstiel der Concièrge. Offen gesagt, auch wenn er sich vor der Begegnung mit diesen beiden fürchtete, musste er genau gewusst haben, dass es eines Tages dazu kommen würde. Dieses Vagabundenleben in Paris konnte er nicht lange aushalten. Er war nicht dafür gemacht. In der Zwischenzeit klebte er an mir, mit Fragen und Geschwafel und sehr konkreten Ideen über mein Entlassungsgeld.

Kurz, Fernand und ich bekamen Stunk.

Ich schrie ihn an, aber er ließ nicht locker. Wir liefen weiter. Auf den Boulevards waren Blumenläden, in deren Schaufenstern abscheuliche Schiefertafeln standen. Ich las eine von ihnen, Fernand auch, und er rief wie ein Trottel:

»Muttertag! ... Was meinst du, wenn ich einen Blumenstrauß kaufen und dann zu ihr gehen würde, das wäre doch ein guter Anfang, und sie würde mich wieder mit offenen Armen empfangen? ... Was würdest du an meiner Stelle tun?«

Langsam reichte es mir. Ich veralberte ihn:

»Ich an deiner Stelle würde sie, anstatt ihr Blumen zu kaufen, Muttertag hin oder her, aus dem Fenster werfen, dein liebes Mütterchen ...«

Und ich gab noch einen drauf, um diesen zweifelhaften Witz zu verstärken:

»... aber sie müsste unten landen.«

Er gab keine Antwort und fing an zu grübeln. Eine halbe Stunde lang sagte keiner von uns beiden etwas. Und dann, plötzlich, platzte er los:

»Mir reichts, hier herumzulungern, ohne zu wissen, ob ich draußen schlafen muss ...«

Ich stellte die Dinge klar.



»Das, mein Alter, das ist deine Sache. Ich habe fünfzig Francs und die müssen mir mindestens bis ans Lebensende reichen. Außerdem ist es nicht kalt draußen, und ich will noch ein bisschen spazieren gehen, meine Freiheit genießen, den Staub der Stadt atmen. Zwei Monate lang habe ich geschlafen wie ein Murmeltier. Jetzt will ich mir diese frische Luft gönnen. Und wenn mich die Bullen was fragen, so werde ich ihnen sagen, dass die Heilsarmee geschlossen war. Ich glaube nicht, dass sie mich sofort wieder einlochen können. Und morgen seh ich dann weiter...«

Ich wollte, dass er endlich kapierte, dass ich nicht im Geringsten daran dachte, ein Hotel zu suchen oder die fünfzig Francs anzubrechen, die mir blieben.

Er warf mir einen lauernden Blick zu. Mit seinem rechten Fuß schob er eine zusammengeknüllte Reklame in den Rinnstein.

»Gut«, sagte er. »Weißt du, was wir jetzt machen? Wir gehen zu mir. So verschwendest du keinen Pfennig (abschätzig). Meinst du etwa, ich hätte Schiss vor meiner Alten? Da liegst du falsch (seine Augen leuchteten verdächtig). Ich habe fünfzehn Francs. Damit werde ich ihr nun Blumen kaufen, um sie zu besänftigen (er bestand auf seinen Blumen). Heute Nacht schlafe ich in meinem Bett, bei mir zu Hause, und du auch...«

Ich schüttelte den Kopf.

»Da kannst du alleine hingehen. Nach allem, was du mir über deine Mutter erzählt hast, glaube ich nicht, dass sie mich bei dir schlafen lässt.«

»Wir können es ja versuchen!«

Was der sich einmal in den Kopf gesetzt hatte, ließ ihn nicht so schnell wieder los. Wie ich schon bald sehen sollte, wimmelte es in ihm nur so von gefährlichen Dingen. Wenn ich das gewusst hätte, wäre ich nicht mitgegangen, denn frisch aus dem Gefängnis entlassen, sollte man nichts übertreiben. Aber ich ging mit. Aus mehreren Gründen: Erstens sagte ich mir, dass seine Mutter vielleicht nicht so böse war, wie er sie beschrieben hatte, und dass es nicht schlecht wäre, wieder einmal Familienluft zu atmen, und zweitens, falls er mit einem Knüppel empfangen würde, konnte ich mich ja

immer noch aus dem Staub machen, ohne etwas zu verlieren, und ich wäre endlich diese Klette los. Denn ich hatte kapiert, dass es zu spät war, ihn jetzt einfach mitten auf der Straße im Stich zu lassen. Ich musste ihn wenigstens begleiten. Und das tat ich dann auch.

Fernands Mutter wohnte im zwölften Arrondissement, dem Mistviertel, wie man es nannte, in einer noch trübseligeren Gegend als der Place d'Italie. Es wurde dunkel, als wir zu einer engen Straße mit aussätzigen Hotels und gelb beleuchteten Bars kamen. Fernand wies auf einen Wohnkasten, der mit seinen fünf Stockwerken wie ein Wolkenkratzer aussah.

»Hier ist es. Im vierten. Vorne.«

»Ich warte hier«, sagte ich. »Gib mir ein Zeichen, wenn alles klar ist.«

Er verschwand im Gebäude, den riesigen Strauß unter dem Arm. Sobald er verschwunden war, überkam mich ein flüchtiges Verlangen, es ihm gleichzutun. Der Kreis war geschlossen, ein verlorenes Schaf war wieder in seinen Stall zurückgekehrt. Er wird vergessen, mich zu holen. Ich blieb trotzdem da und wartete in der weichlichen Stimmung dieses endenden Sommerabends. Man konnte ja nie wissen.

Aus einer Bar kam eine Frau mit dem müden Gang einer Hure. Friedfertige Leute waren an ihren Fenstern und schnappten nach einem langen Arbeitstag frische Luft. An einem dieser Fenster, genau über dem Aushängeschild eines Hotels, stand ein Araber ans Geländer gelehnt. Um die Zeit totzuschlagen, spuckte er immer wieder auf das Aushängeschild. Wahrscheinlich versuchte er, eine Birne zu treffen. Aus dem Dunkel eines Zimmers dudelte ein alter Plattenspieler.

Plötzlich ertönte ein Schrei, ein schreckliches Heulen.

Die Straße belebte sich schlagartig. Von überall her kamen Leute. Selbst die Hure klapperte auf ihren hohen Absätzen, die wie Stahl blitzten, zurück. Der Kameltreiber hörte mit seinen Übungen auf. Er schluckte seine Spucke runter und fluchte in seiner Muttersprache. Nur das Grammophon spielte heiser seinen Schlager weiter.

Irgendetwas, das aussah wie ein großes Wäschepaket,

stürzte aus dem fünfstöckigen Haus. Ein Schädel schlug auf den Boden und platzte mit einem schrecklichen Geräusch wie ein matschiger, fauler Pfannkuchen: So kam es mir vor. Gleichzeitig spürte ich etwas wie einen Faustschlag in den Magen und kotzte fast: Die Haare hatten sich im Fallen gelöst. Jetzt sahen sie aus wie eine lange, mit Blut und Hirn bespritzte Spur.

Ich sah hinauf. Da oben am Fenster stand der kleine gute Junge aus der *Gartenlaube* und lachte. Die Blumen warf er auf die Leiche seiner Mutter.

Dann rannte ich weg.